

Jörg Mertin

**Über das Lesen von  
Marcel Proust,  
Auf der Suche  
nach der verlorenen Zeit**

Impressum

Text: © 2023 Copyright by Jörg Mertin

Umschlag: © 2023 Copyright by Jörg Mertin

Verantwortlich

für den Inhalt: Jörg Mertin

Immanuelstr. 14

32427 Minden

[www.joergmertin.de](http://www.joergmertin.de)

Druck: epubli – ein Service der Neopubli GmbH, Berlin

Wie habe ich Marcel Prousts *Suche nach der verlorenen Zeit* gelesen?

1. Zunächst gar nicht. Denn ich besaß zwar die Ausgabe in zehn Bänden aus dem Suhrkamp-Verlag, in der Übersetzung von Eva Rechel-Mertens (etwas über 4000 Seiten), 1980 in Studentenzeiten erworben, und hatte auch zu lesen begonnen. Doch kam ich nicht über die erste Seite hinaus. Jahrelang nicht. Ich sagte mir, dass das bestimmt mit dem ersten Satz des Romans zu tun habe: *Lange Zeit bin ich früh schlafen gegangen*. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich versucht habe, diesen Satz hinter mir zu lassen. Ich stelle mir heute vor, dass mich das *Schlafengehen* gehindert hat, weiterzulesen, weil ich es unbewusst mit meinem Schlaf- und Ruhebedürfnis verbunden habe. Was ist das für ein Roman, dessen erster Satz mich so müde macht (also mich verführt)?

2. In den folgenden Jahren bin ich Proust hin und wieder im Bereich der Kritischen Theorie begegnet, etwa bei Adorno oder Benjamin. Hier fand ich zwar manchmal komplizierte, aber auch griffige Erklärungen, die mich jedoch nicht (vielleicht ist das ein generelles Problem theoretisierender Texte) dazu führten, den Roman selbst wieder in die Hand zu nehmen.

3. Erst etwa 30 Jahre später ist es mir gelungen, über den ersten Satz hinauszukommen. Und sogar bis zum letzten Satz durchzuhalten. Die Umstände, die mein Lesen begünstigten, hingen vermutlich mit dem Hauptwort des Romans zusammen, mit der Zeit. Was sollte ich vielleicht noch lesen, bevor ich nicht mehr lesen kann? Jedes Jahr erscheinen hunderte neuer Bücher, von denen einige es bestimmt wert sind, gelesen zu werden. Aber in meinem Bücherschrank standen schon viele Bücher, von denen nicht wenige darauf warteten, erstmals gelesen zu werden; und dazu gehörten zahlreiche Klassiker. So dachte ich mir: Bevor ich neue Bücher erwerbe, lese ich zunächst einmal die, die ich besitze, und dazu gehörte auch die *Suche nach der verlorenen Zeit*. Vielleicht hatte mich ein gewisser Ehrgeiz erfasst, mich diesem womöglich umfangreichsten Roman der Literaturgeschichte zu stellen. Ich weiß noch, dass ich auf meinem 70 Kilometer langen Weg zur Arbeit und zurück mit dem Zug immer einen dieser

kleinen Suhrkamp-Bände in meiner Tasche hatte und las. Vielleicht hat die Regelmäßigkeit dieser Fahrten dazu beigetragen, dass ich nicht aufgehört habe zu lesen; vielleicht war der Roman sogar eine Art kritisches Komplement zu meiner Berufstätigkeit, indem er Abstands-, Sinn- und Zeitfragen wachhielt, die mit abhängiger Arbeit, auch mit als sinnhaft empfundener abhängiger Arbeit, sich erheben und die in der Regel wenig inneren Raum finden.

4. Es war allerdings mit dem ersten Satz oder der ersten Seite nicht getan. Erst etwa ab Seite 500 entwickelte sich bei mir eine Art Lesefluss, verbunden mit einem erwachenden Interesse. Damit ging es besser, und am Ende stellte ich fest, dass der Roman mit demselben Wort endete, mit dem er begann. Mein Gedächtnis funktionierte sogar in dieser Riesentextmenge. Ich weiß nicht mehr genau, wie lange ich für die erste Lektüre gebraucht habe, doch es waren zweifellos mehrere Monate. Eins weiß ich aber noch: Es war ein Ostersonntag, als ich die letzte Seite des Romans erreicht hatte und ihn zuklappen konnte. Es war ein Feiertag auch für mich als Leser.

5. Diese erste Lektüre war wie das Besteigen eines hohen Bergs. Ich kämpfte mit den langen Sätzen und wollte unbedingt bis zur letzten Seite durchhalten, wie man einen Gipfel erreichen will. Das Lesen war anstrengend für mich, teils natürlich auch vernünftig, aber ich musste mich dennoch öfter zum Durchhalten überreden. Ich bezweifle stark, dass ich viel verstanden habe, weil ich ja in erster Linie durchkommen wollte. Im Roman hört Swann Odette die Sonate von Vinteuil spielen, und der Erzähler stellt fest: Bei einer etwas komplizierteren Musik, die man zum ersten Mal hört, hört man oft zunächst nichts. Das ist eigentlich eine Beschreibung meiner Leseerfahrung beim ersten Mal. Jedenfalls aber war ich dennoch stolz, durchgehalten zu haben.

6. Einige Jahre nach dieser Erstbesteigung begann ich von neuem. Warum ich das tat, weiß ich nicht mehr genau. War mir klar geworden, dass ich beim ersten Mal *nichts* gehört, nichts verstanden hatte und dass ich das nicht so stehen lassen wollte? Jedenfalls war ich überrascht, dass ich gleichsam einen neuen

Roman las und mich oft fragte: Das soll ich schon einmal gelesen haben? Was sagte der Erzähler zu diesem Phänomen, bezogen auf die Musik Vinteuils? Es mag einem so vorkommen, dass man beim ersten Mal den Eindruck hat, von einer komplizierten Sache nichts zu verstehen. Aber wenn das wirklich so wäre, dann wäre das zweite Mal wiederum ein erstes Mal, und man käme niemals weiter. In Wirklichkeit ist es so, dass man bereits beim ersten Mal etwas versteht, doch fehlt, um wirklich zu verstehen, noch das Gedächtnis. Das aber bedeutet, dass man sich mit einem komplizierteren Werk mindestens zweimal beschäftigen muss, damit man wirklich etwas versteht. Verstehen bedeutet also Erfassen einer Idee verbunden mit der Erinnerung, der Zeit. So ist es mir mit dem Roman ergangen. Es war also notwendig, dass ich noch einmal las, um zu verstehen. Dabei jedoch wurde mir klar, dass Verstehen ein Prozess ist, der durchaus nicht bei der zweiten Lektüre endet.

7. Den Eindruck, man verstünde nichts, befördert der Roman unter anderem dadurch, dass seine Handlungsebene eher schwach ausgeprägt ist. Zwar kennt die Zeit auch im Roman nur eine Richtung, aber es ist weniger das Handeln der Figuren, an dem das anschaulich wird, sondern die Reflexion über die Zeit. Sie beleuchtet unterschiedliche Szenarien aus dem Leben des Erzählers, die wohl eine Folge bilden, aber zeitlich sehr große Lücken aufweisen. Es gehört zu meinen Erkenntnissen ab der zweiten Lektüre, dass die *Suche nach der verlorenen Zeit* weit mehr ein philosophischer Text als ein Roman im landläufigen Sinne ist. Denn bereits am Anfang beginnt nicht eine Romanhandlung, sondern der Erzähler schildert eine Urszene seines Denkens und seiner Wahrnehmung (die sich gelegentlich wiederholt und auch für den Autor charakteristisch ist) und verwebt sie dann mit der Zeit der Kindheit.

8. Beim ersten Lesen verstand ich also wenig. Beim zweiten aber vermochte ich manche Romanfiguren (von denen es hunderte gibt, darunter vielleicht einige Dutzend prägende) durch den Text hindurch zu verfolgen. Ich sah, dass sie öfter vorkamen, allerdings erfasste ich den Zusammenhang ihres Auftretens noch nicht. Der Text enthält viele Vor- und Rückverweise, die man

aber nur bei mehrfachem Lesen als solche erkennt. Immerhin, ich erkannte, dass etwas zu erkennen war, wenn es mir auch noch eher schemenhaft erschien.

9. Nach der zweiten Lektüre setzte ein mir zugehöriger Mechanismus ein. Ich war unzufrieden mit dem, was ich erreicht hatte. Diese Unzufriedenheit war mir oft schon eine Art Motor gewesen, um einer Angelegenheit wirklich auf den Grund zu gehen. Etwa fünf Jahre nach der ersten und vielleicht zwei Jahre nach der zweiten Lektüre begann ich mit dem dritten Lesen. Erst jetzt gelang es mir, eine bessere Übersicht zu erhalten, was immer auch ein Beweis dafür ist, dass das Textgedächtnis arbeitet. Ich konnte alle sieben Bände aufzählen, ohne die Bücher zur Hand zu nehmen. Ja, es sind nicht zehn, es sind sieben Bände (zehn Bände sind es nur in der praktisch aufgeteilten Ausgabe bei Suhrkamp). Einen Überblick über die Szenenfolge in den Bänden konnte ich jedoch nicht reproduzieren. Immerhin bereitete mir das Lesen inzwischen weniger Mühe als Vergnügen. Es war für mich ausgesprochen reizvoll, wenn ich nach vielen hundert Seiten wieder auf einen mir bekannten Zusammenhang traf, weil das bedeutete, dass ich mich daran erinnerte. Ich war bereits selber auf der Suche nach dem einmal Gelesenen.

10. Nach dem dritten Lesen hatte ich zunächst das Gefühl, es sei genug. Doch hielt das nicht sehr lange vor, und das scheint mir wiederum mit dem Roman zusammenzuhängen. Er hatte begonnen, in mir zu wirken, in einem doppelten Sinne: Ich fing an zu verstehen, und gleichzeitig mehrte sich das Unverstandene, das Dunkle, das noch zu erkunden blieb. Eine Äußerlichkeit half mir, fortzufahren. Die Exemplare meiner zehnbändigen Ausgabe waren inzwischen so zerlesen, dass sie begannen, auseinanderzufallen. Immerhin war die Ausgabe ja auch bereits 35 Jahre in meinem Besitz gewesen. Ich beschaffte mir also eine neue Ausgabe, und das bedeutete eine andere Übersetzung. Zunächst wählte ich die Ausgabe von Bernd Fischer, der einen neuen, von der Übersetzung von Eva Rechel-Mertens unabhängigen deutschen Text erstellte. Doch obwohl diese Übersetzung originell und erfreulich war, kam ich nicht in meinen Lesefluss hinein. Ich vermisste die gewohnte Sprache meiner alten Ausgabe. Die Lösung

war, dass ich mir während meiner vierten Lektüre die Revision der Übersetzung von Eva Rechel-Mertens durch Luzius Keller und Sibylla Laemmel besorgte. Ich atmete auf. Das war die Suche, die ich fortsetzen konnte. Sie bewahrte den Duktus der alten Übersetzung, die Korrekturen erschienen mir sanft. Es waren unschätzbar wertvolle und gelehrte Kommentare hinzugefügt, die das Verstehen förderten. Ich fühlte mich wie ein glücklicher Heimkehrer. Die vierte Lektüre war nun keine große Anstrengung mehr für mich, ich war schon ein bisschen glücklich. Das bedeutet womöglich: Es entwickelte sich so etwas wie *meine* Suche.

11. Im Laufe dieser vierten Lektüre fielen mir verborgenere Zusammenhänge im Roman auf. (Und um diese nachzuprüfen, musste ich auch ein fünftes Mal lesen. Inzwischen konnte ich auch die Zeit bemessen, die ich für eine Lektüre benötigte, es waren etwa drei bis vier Monate.) Ein Beispiel sind die beiden Seiten der Spaziergänge, die der Erzähler als Kind mit seinen Eltern und Großeltern in Combray unternimmt (in Band 1 nachzulesen). Diese Spaziergänge gab es nur in zwei Richtungen, in Richtung Méséglise und in Richtung Guermites. Ich stellte fest, dass diese beiden Richtungen nicht allein geografische Orientierungen bei den Kindheitsspaziergängen waren, sondern systematisch-soziologische Ordnungsgesichtspunkte darstellen. Der Spaziergang in Richtung Méséglise ist die Bewegung in Richtung des Bürgertums, wo die Privilegien des Geistes, der Spaziergang in Richtung Guermites die Bewegung in Richtung des Adels, wo die Privilegien der Geburt gelten. Beide Seiten erkundet der Erzähler in seinem Leben, beide Seiten gehen im Laufe des Romans immer mehr ineinander über, indem etwa Bürgerliche Adlige heiraten, was gleichzeitig den Aufstieg des Bürgertums und die zunehmende Bedeutungslosigkeit des Adels signalisiert. Band 7 erklärt dies und noch viel mehr, denn er ist nicht allein die Folge von Band 1 bis 6, vielmehr sind diese auch sein Gegenstand. Zudem führt das Ende von Band 7 zum Anfang von Band 1, wodurch eine Art Zeitschleife entsteht.

12. Ich bin vermutlich auch dieser Zeitschleife gefolgt und hörte auf, die Lektüren zu zählen. Ich begann, Aspekte, die ich meinte

erkannt zu haben, für mich aufzuschreiben, über die Zeit, den Tod, das Hinzufügen (die Kreativität), die Liebe, Venedig, die Homosexualität, die Philosophie im Hintergrund, das Verhältnis von Geist und Körper, Freundschaft, Analogie, Dinge. Um die wichtigsten Stellen dabei zusammenzufügen, muss ich viele Kapitel hin und her lesen. Dabei tauchen immer wieder einmal neue Aspekte auf, die mich dazu bringen, erneut zu lesen. Die *Suche nach der verlorenen Zeit* war mittlerweile ein Teil meiner eigenen Zeit geworden.

13. Erst kürzlich ist mir aufgefallen, dass mir eigentlich nicht wirklich klar ist, welche Uhrzeit der Erzähler meint, wenn er zu Beginn sagt: Lange Zeit bin ich *früh* schlafen gegangen. Ich war *lange Zeit* von etwa 18 oder 19 Uhr ausgegangen. Das stimmt auch insofern, als die Wahrnehmungen, die dem Satz folgen, den gleichsam normalen Rhythmus von Tag und Nacht voraussetzen. Wenn man aber weiß, dass der Autor Proust beim Schreiben der *Suche* einen umgekehrten Tag-Nachtrhythmus pflegte, nachmittags aufstand, um dann die ganze Nacht zu schreiben, dann relativiert sich die Zeitangabe *früh*. Die Szene im Bett, in seinem Zimmer, ist jedenfalls die gleiche, als Kind und als Schriftsteller, und was früh und spät ist, hängt von den Umständen ab.

14. Die Zeit verändert alles, augenblicklich. In dem Moment, in dem ein Schriftsteller Erfolg hat, ist sein Talent erschöpft. Die Menschen verändern im Verhältnis zu uns unaufhörlich ihren Platz, weil wir alle durch die Zeit weitergetrieben werden. Das Vergehen der eigenen Zeit nehme ich stärker wahr, was natürlich auf jeden Fall eine Erscheinung des Alters ist, aber im Roman wird es mir anschaulicher, teils durchaus grausam beschrieben, aber auch durchdacht. Die Zeit drängt, sie drängt den Erzähler, sie drängt uns alle, sie drängt mich, die Aufgabe zu erfüllen, das im Dunkel meines Lebens Versunkene zu bergen. Neben den enorm zahlreichen vergnüglichen Stellen ist die *Suche* also in der Tiefe existentiell und ernsthaft und jedenfalls melancholisch. Das letzte Bild, die letzte Metapher des Romans, geht mir nicht aus dem Sinn. Indem ich meine Zeit verbringe, nehme ich Raum in ihr ein, einen Raum, der immer größer, immer höher wird, sodass ich gleichsam wie auf Stelzen in die Höhe gehoben werde und auf

dem wachsenden Gipfel meiner Zeit hocke, um irgendwann herunterzufallen. Schwindelerregend viel Zeit sehe ich unter mir. Diese Metapher beruht darauf, dass die Zeit in der *Suche* nicht allein eine horizontale Linie bildet, sondern auch vertikal verläuft, also einen Raum bildet, in welchem man, je nachdem, wohin man blickt, sich die Ereignisse, oft verborgenen Gesetzmäßigkeiten gehorchend, zu Ähnlichkeiten türmen sieht.

15. Insofern empfinde ich die Zeit im Roman als ungleichmäßiges Fortschreiten. Der Verlauf der Erzählung erscheint bald gestaucht, bald beschleunigt. Unmerklich werden lange Zeiträume durchquert oder übersprungen, dann wieder wird die Zeit gedehnt, zum Beispiel in den manchmal 30 Seiten umfassenden Unterhaltungen bei Soireen und anderen Einladungen, die abstrakt gemessen vielleicht nur zwei Stunden dauern. So wirkt die Zeit nicht wie eine Uhr, die sie aber doch auch ist, insofern sie unablässig vorwärtsgeht. Sie wendet sich gleichsam immer wieder nach oben oder unten um (weil sie auch ein Raum ist), und sie verschwindet sogar, wenn in seltenen Augenblicken das Jetzt mit dem Vergangenen verbunden ist. Die Zeit wirkt wie ein lebendes Wesen, und das ist sie ja auch, denn sie ist die Zeit des Erzählers, könnte vielleicht aber auch meine sein.

16. Was mich eher am Rande interessiert, das sind die sogenannten Realien, die zeitgenössischen Umstände und Hintergründe des Romans. Manchmal brauche ich sie, um einen Vorgang besser zu verstehen und greife dankbar zu den Kommentaren. Der Roman verführt allerdings dazu, ihn im Sinne genauer Zeitbeobachtungen zu verstehen, und ich würde manchmal gerne wissen, wie Prousts Zeitgenossen den Roman lasen, was sie darin wahrnahmen. Ich weiß nur, dass manche sich selbst dargestellt sahen und also den Roman als Schlüsselroman aufgefasst haben. Das aber ist er nicht. Die Realitäten, in denen Proust lebte, hat er verdichtet, er hat hinzugefügt und verändert. Aus mehreren Personen, die er kannte, hat er eine Figur gemacht. Der Roman ist Erkenntnis, Erkenntnis ist ein Kunstwerk. Ich habe die *Suche* deshalb überwiegend als eine Art in sich zu verstehendes Universum empfunden.

17. Es gibt jedoch eine Art Literatur über Proust, die ich zwischenzeitlich sehr gerne lese und betrachte, und das sind Comics. Da sind einmal die acht Büchlein, die Stéphane Heuet gezeichnet hat. Sie beziehen sich allerdings nur auf die ersten beiden Bände der *Suche*, die offenbar anschaulicher sind als die folgenden. Die köstlichen Zeichnungen reduzieren die ausgewählten Szenen, Vorgänge und Figuren auf eine allerdings wichtige Erzählebene, ohne das Denken des Erzählers zu vernachlässigen. Ich bin mir nur nicht ganz sicher, ob die angemessene Würdigung dieser Zeichnungen nicht doch die Lektüre wenigstens der ersten beiden Bände voraussetzt. Ich lese sie also womöglich anders als jemand, der mit ihnen seine Suche beginnt.

Die Comics von Nicolas Mahler bilden lediglich einen Band, stellen jedoch wesentliche Elemente heraus: die Erinnerung, die Zeit, die Frauen, die (unmögliche) Liebe. Einerseits verschaffen die Zeichnungen (jedenfalls mir) ein Gefühl für die denkerischen Aspekte, andererseits erscheinen hier verblüffend komische Dimensionen der *Suche* (und mir fällt ein, wie oft ich selbst bei ihrer Lektüre schon von Herzen gelacht habe).

Beide Comics, so unterschiedlich sie auch angelegt sind, bringen den Roman in Bildsequenzen, und damit verdeutlichen und begrenzen sie ihn. Während Heuets Zeichnungen durch comictypische Genauigkeit den Betrachter dazu verführen, real zu denken, haben Mahlers Zeichnungen etwas kreativ Kompositorisches, indem sie die Figuren teils bizarr verfremden. Die Comics sind nicht der Roman, so wenig wie die Pop- oder Jazzversion das klassische Konzert ist. Aber beide sind die Kinder, in denen eine erneuerte und veränderte Suche generiert wird.

Ich erwähne noch ein anderes Medium, den Film. Da möchte ich nur *Die wiedergefundene Zeit* von Raoul Ruiz (1999) empfehlen. In diesem Film sind eigentlich beide Tendenzen vereint: das im Bild anschaulich gemachte Reale und an Traumsequenzen erinnernde Zeitverschiebungen. Ruiz verfilmt nicht den Roman, sondern stellt die Erinnerungsarbeit Prousts als Erzähler dar, gewissermaßen also die Vorform des Romans. Es ist nicht der Roman und doch der Roman.

18. Zurück zum Text. Ich lese den Roman jeweils von Anfang bis zum Ende, es sei denn, ich verfolge besondere thematische Zusammenhänge. Unter den sieben Bänden habe ich eigentlich keinen, der mir mehr Freude macht als die anderen. Die jeweiligen Titel bezeichnen den Schwerpunkt eines Bandes. Sie sind nicht ausschließend zu verstehen, vielmehr tauchen sie Figuren und Zusammenhänge in ein jeweils besonderes Licht. Einzelne Abschnitte oder Szenen gewähren mir einen beinahe unmittelbaren Zugang, etwa in Band 3 (Guermantes) die Schilderung der Krankheit und des Sterbens der Großmutter, oder in Band 1 die Szenen in der Kindheit in Combray, wenn der Erzähler auf den Gutenachtkuss der Mutter wartet, vor allem aber in den Bänden 5 bis 7 die großartigen Erhellungen der verborgenen Zusammenhänge des Ganzen. Mit Band 4 (Sodom und Gomorrha) und Teilen von Band 5 (wo der Erzähler Albertine gefangen hält) tat ich mich zunächst schwer. Doch mein Durchhalten wurde belohnt, denn mir enthüllten sich im Laufe der Zeit anspruchsvolle Argumentationen, die ich gerne zum wiederholten Male lese, weil sie mir intellektuelles Vergnügen bereiten.

19. Ich finde die Sprache der *Suche* schön und genau (ich spreche natürlich von der Übersetzung und stelle mir das französische Original noch schöner vor). Die langen Sätze sind Zeit in semantischer und grammatischer Form. Sie haben einen langen Atem (anders als etwa die kurztaktige, zerrissene Sprache von James Joyce in *Ulysses*), sie weisen ausgedehnte Verschachtelungen von Nebensätzen auf, die hohe Konzentration und einen gewissen Zeitaufwand der Lesenden erfordern, die dafür aber oft mit einer überraschenden Pointe belohnt werden. Sie sind nicht selten ironisch und bissig, dann wieder ergreifend. Sie erweitern die Sicht, denn Proust ist sowohl hinsichtlich der Menge als auch des Erfindungsreichtums und der Präzision ein Gigant der Metaphern und Analogien. Für die *Suche* ist die Analogie, was den psychologischen und soziologischen Erkenntniswert angeht, wichtiger als die Kausalität. Denn da es meistens mehrere Gründe gibt, bleiben sie letztlich unsicher (was sie interessant für die Erzählung macht). Durch Analogien hingegen deckt Proust verborgene Gesetzmäßigkeiten von Sachverhalten auf, die in keinem kausalen Zusammenhang stehen. Lesende können daraus Erkenntnis

gewinnen, wenigstens eine schwebende Irritation als deren Vorraum erreichen. Jedenfalls wird das Denken der Lesenden zum Weiterdenken verführt.

20. Ich gebe der Zeit der *Suche* in mir Raum, je öfter ich den Roman lese, desto mehr. Ich sehe in der Art, wie Proust die Zeit ins Ich hineinspielt, eine Art Relativitätsphilosophie des Ich, das wir für philosophisch unveränderlich und für biographisch vorauszusetzen ansehen. Für ihn gibt es sowohl ein Dauer-Ich als auch viele Ichs, die zu unterschiedlichen Zeiten des Lebens wirksam sind, auftauchen und vergehen (und ich fand diesen Gedanken auch für mich selbst stimmig).

21. Gleichzeitig aber lehrt der Erzähler mich, Ich zu sagen, denn wenn ich etwas wahrnehme, sollte ich nicht *man* sagen oder eine andere unpersönliche Ausdrucksweise verwenden, denn Wirklichkeit ist subjektiv, und zwar nicht in dem trivialen Sinne, dass jeder seine Sichtweise hat, objektive Wirklichkeit zu registrieren oder zu beschreiben. Es geht nicht um das empirische Ich, vielmehr um jenes, das Wirklichkeit erschafft. In der Quantentheorie würde man vom Einfluss des Beobachters auf das Beobachtete sprechen. Proust geht hier aber noch viel weiter, denn die Wirklichkeit ist geistig, sie entsteht im Denkakt. Erkenntnis ist deshalb ein schöpferischer Vorgang, der in einem langen Prozess das eigene, in die erlebte Zeit verwobene Leben in ein Erinnerungskunstwerk verwandelt. Daher ist umgekehrt eben auch Kunst Erkenntnis.

22. Manchmal merke ich das selbst, wenn nämlich während meines Lesens ein eigentümliches Realitätsgefühl in mir entsteht. Ich meine damit nicht, dass ich die Schilderung der Handlung und der Figuren als realitätsnah empfinde, wie man von alltäglicher Sprache sagen würde, die Sachverhalte beschreibt, wie sie *wirklich* zu sein scheinen. Selbst wenn ich vergessen haben würde, dass es sich bei der *Suche* um Prosa handelt, wäre doch die subtil ironische Art, wie Skurrilitäten vergangener Adelszeiten eben nicht als historischer Roman erzählt werden, mir Beweis genug für das Fiktionale. Was ich mit Realitätsgefühl meine, hat mit dem eigentlich Künstlerischen im Fiktionalen zu tun, mit dem

philosophischen Ich des Erzählers. Dessen Beschreibungen sind eigentlich Analysen, Analysen der Sinnesempfindungen, Wahrnehmungen, der Phantasie, des Denkens. Dieses Analytische ist für mich faszinierend weniger deswegen, weil ich mir wünsche, auch so formulieren zu können, als vielmehr, weil ich an immer mehr Stellen plötzlich merke: Auf diese Art habe ich gerade selber gedacht oder denke ich in diesem Augenblick (es geht um das Wie, nicht um das Was), nur kann ich es nicht sagen. Dann ist der Punkt erreicht, an dem die *Suche* von mir als Erkennendem gesprochen hat, jener Augenblick der Lektüre also, an dem ich verstehe, dass meine Wirklichkeit eine geistige ist, dass das Schöpferische die Voraussetzung der Möglichkeit von Erkenntnis ist. Das Schöpferische aber ist niemals trivial, denn, wie schon die Bibel erzählt, besteht es in der Ordnung des Chaotischen. Genauso beruht das Geistige als das In sich selber Lesen bei Proust auf einer lebenslangen Auseinandersetzung mit dem Dunkel im Inneren. Ich benötige also Zeit, lese daher immer wieder, denn ich bin beinahe unmerklich dazu übergegangen, mich selbst zu lesen. Übrigens: Wenn ich die Voraussetzung des Schöpferischen ignoriere (was ich natürlich machen kann), ende ich bei einer Beschreibung der Wirklichkeit oder bei der Lektüre eines irgendwann verfassten Romans, und dann kann es langweilig werden und man läuft Gefahr, mit dem Lesen aufzuhören.

23. In der *Suche* lebt und reist der Erzähler in drei geographischen Räumen: in Paris und dessen Umgebung (Combray), in der Normandie (Balbec) und in Venedig. Ihr abstrakter Realitätsbezug ist unterschiedlich. In Paris sind die einzelnen Orte durchaus wiederzufinden. Combray ist eine literarische Phantasie, umgeformt aus mehreren existierenden Orten. Die Normandie mit Balbec ist überwiegend Fiktion, zugleich jedoch künstlerische Interpretation der existierenden Landschaft. Das Venedig des Romans schließlich ist geographisch identisch mit dem existierenden Venedig. Diese Räume haben für den Erzähler eine Bedeutung. Während Paris und Umgebung das Zentrum seines Lebens bildet und für das Ende der Zeit wie für den Anfang steht, verbindet sich Balbec mit der Jugend, während Venedig dem Verlust von Albertine folgt und gleichzeitig das Thema Frauen repräsentiert. Durch das Lesen verändern sich die genannten Or-

te und Räume für mich. Wenn ich da bin, klingen in mir zahlreiche Passagen der *Suche* auf und fügen dem, was ich sehe, die Tiefe vergangener und verlorener Zeit hinzu. Ich vermag mir Landschaft oder Ort vorzustellen, die Proust gesehen und verändert in den Roman geschrieben hat. Während für seinen Erzähler die Realität oft enttäuschend, weil weniger als die Phantasie ist, erscheint meine Realität durch den Roman erweitert. Das wiederum versetzt mein Lesen in Schwingung. Lesen der *Suche* und Reisen an ihre Orte beeinflussen sich mir gegenseitig.

24. So verfolge ich mit jeder Lektüre der *Suche nach der verlorenen Zeit* mein Interesse, nicht allein Aspekte des Romans zu erkunden (zum Beispiel die Heilkraft des Vergessens, die jede Sekunde sich vollziehende Schöpfung, die Bedeutung der Namen, die manchmal wie Titel erscheinen und ihre Träger überdauern, die Bedeutung des Unglücks als Grund der Erkenntnis), sondern auch mich selbst. Es könnte also sein, dass die *Suche* für mich das Vergrößerungsglas geworden ist, als das der Erzähler sein Kunstwerk ansah, das mir ermöglicht, in mir selber zu lesen. Ich weiß, dass das nicht für jeden so sein wird. Proust setzt voraus, dass die Lesenden ihr Entwicklungsgesetz in ihrem Inneren haben, und eben das gilt es zu formulieren. Ich glaube, dass man sich dafür sehr ernsthaft auf das eigene Denken einlassen und verlassen muss. Ich kann und will mich der Kommunikation, Unterhaltung oder Fremdwahrnehmung keineswegs entziehen, doch haben meine Zweifel zugenommen, dass Wahrheit intersubjektiv zu verstehen ist. Prousts Wahrheit ist nicht ein Kind des hellen Tageslichts, sondern der Ruhe, der Stille, der Dunkelheit des eigenen Inneren (so ähnlich formuliert es der Erzähler einmal) und wird im Kunstwerk des Romans kommuniziert. Es geht um den richtigen und dabei variablen Abstand, den manche als zumindest temporäre Einsamkeit bezeichnen würden. Nur die Ferne verhindert die Identifikation (auch mit sich selbst natürlich) und lässt die Gesetze erkennen, denen das Leben unterliegt; so wird alles in einen Spiegel des Universums und der Zeit verwandelt. Die gelegentlich gebrauchte Metapher des Teleskops zeigt die Bedeutung, die astronomische Entfernung in der *Suche* hat. Sie dient dem Erkennen, sodass der Aphorismus von Karl Kraus (Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner schaut es zurück)

gleichsam umgekehrt wäre: Je ferner man einen Vorgang anschaut, desto näher schaut er zurück. Alles aus der Ferne zu sehen, in die Ferne zu rücken, ist, wie mir auch Dürers Stich *Melencolia I* zu zeigen scheint, ein Merkmal melancholischer Betrachtungen. Sie beinhalten gewiss Trauer, vermögen den jedoch glücklich zu machen, der in der *Suche* bewandert ist, denn er findet momentweise verlorene Zeit wieder, wenn seit langem, manchmal seit der Kindheit Vergessenes unwillkürlich (beispielsweise aus einer Tasse Tee) auftaucht und die alles verschlingende Zeit aufhebt, eine Aufhebung, die Proust auf die Länge des Romans gedehnt hat und an der wir, zumindest, solange wir lesen, teilhaben können.

25. So gesehen wundert es mich nicht, dass mich dieser umfangreiche Roman nun seit so langer Zeit begleitet. Kein anderes Buch, von einigen Büchern in der Bibel abgesehen, habe ich häufiger gelesen. Es mag hinzukommen, dass der Roman, dessen Erzähler einmal sagt, das Leben sei ein ständiger Irrtum, mich den eigenen Verwirrungen gegenüber versöhnlicher stimmen kann. Vielleicht spielt auch eine Rolle, dass er an manchen Stellen fragmentarisch, fast im Stadium eines Manuskripts geblieben ist, das Proust nicht mehr hat korrigieren können (hauptsächlich in den drei letzten Bänden). Das Fragmentarische ist mir nahe, weil es bedeutet, dass, wie bei uns allen, die Zeit die Unterschrift unter das Leben leistet. Ein vollendeter Roman wäre nicht von, vielmehr vor der Zeit beendet worden. Ich stelle auch fest, dass mein Lesen beinahe zur Gewohnheit geworden ist. Beinahe, denn es gleicht wohl eher dem Geige spielen, dem ich mich immer wieder widme. Das jedoch ist mehr als Gewohnheit, weil ich nie zu Ende komme mit dem Üben, so wie nach jeder Lektüre ein Rest bleibt, den ich nicht verstanden habe und der mich reizt. Was mich hier nötigt, erinnert mich an den Standpunkt der inneren Pflicht, den der Erzähler für das Kunstwerk des Romans einnimmt, ist doch der Roman das Leben, das geschrieben werden muss. Nun, der Roman ist ganz sicher nicht mein Leben. Aber er zieht es an sich, indem ich lese. Gleichwohl frage ich mich, ob das *In sich selber Lesen*, von dem Proust den Erzähler sprechen lässt, einen wirklichen Fortschritt macht; den könnte ich womöglich nur dann reklamieren, wenn ich über das Lesen hinaus in

das Schreiben ginge. Proust hat jedoch nicht zum Schreiben, sondern nur zum Lesen aufgefordert. Wie ich also Geige spiele, nicht aber komponiere und mich dennoch als Musiker verstehe, so bescheide ich mich mit dem Gefühl, auch das eigene Leben könnte in der Art des Romans ein Kunstwerk sein, also etwas, das Zeit verdient, das immer wieder unverstanden und dunkel ist, das von Erinnerungen und von Vergessen, Trauer und Glück durchzogen ist. So hätte ich durch das Lesen teil an einer Atmosphäre, die mein eigenes Leben verwandelt.

Meinen Vergleich mit der Musik kann ich nun sogar durch Proust vollenden lassen. Tatsächlich ist mir in der *Suche* die Geige als Metapher des Inneren begegnet. In Band 5 (Die Gefangene) schildert der Erzähler, wie an schönen, kalten Tagen Außengeräusche in sein Inneres dringen und dort einen *neuen Klang* erzeugen, *den die innere Geige erklingen ließ*. Ich zitiere weiter: *Ihre Saiten werden durch einfache, von außen erzeugte Unterschiede in Temperatur oder Beleuchtung gespannt oder entspannt. In unserem inneren Wesen, einem Instrument, das die Einförmigkeit der Gewohnheit zum Verstummen gebracht hat, entsteht der Gesang aus solchen Abweichungen, solchen Variationen, der Quelle jedweder Musik: An gewissen Tagen führt uns das Wetter alsbald von einer Klangfarbe zu einer anderen. Wir finden die vergessene Melodie wieder, deren mathematische Notwendigkeit wir hätten erraten können und die wir im ersten Augenblick mitsingen, ohne sie zu erkennen. Nur diese inneren, obgleich von außen kommenden Modifikationen erneuerten für mich die äußere Welt. Verbindungstüren, die seit langem zugemauert waren, öffneten sich in meinem Hirn. Das Leben gewisser Städte, die Heiterkeit gewisser Spaziergänge fanden in mir wieder Platz. Vom Klang der vibrierenden Saite ganz und gar erbebend, hätte ich mein trübes Leben von ehemals sowie mein künftiges Leben – ein Leben, ausgewischt vom Radiergummi der Gewohnheit – für diesen besonderen Zustand hingeben mögen.*<sup>1</sup> So, wie dem Erzähler etwas von außen widerfährt und sein Inneres verwandelt, so geschieht es mir mit meinem Lesen der *Suche nach der verlorenen Zeit*.

---

1 Ausgabe Luzius Keller, Band 5, 30f.